

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Hülfe in der Noth oder: Das hölzerne Kreuz

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Seine Liebe und Lehre bewegt er sie, nun auch einen Geistlichen bei derselben anzustellen. Seine Liebe zieht sie so sehr an ihn, daß sie ihn bitten, ihr geistlicher Vater, ihr Hirte u. zugleich Vorseher in bürgerlichen Dingen zu seyn. So legte dieser fromme Mann durch eine dreijährige Wirksamkeit den Grund einer christlichen Kirche, auf welcher der göttliche Segen ruhte, denn dort wohnt noch jetzt das durch einfachere und reinere Sitten miten in der Verderbnis des heutigen Morgenlandes sich auszeichnende Völklein, der Maxoniten.

Die Hülfe in der Noth,

oder:

Das hölzerne Kreuz.

Die Frau von Linden, eine reiche adeliche Wittwe, lebte seit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schlosse in ländlicher Stille und ward wegen ihres Verstandes, ihrer ungetheilten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen von der ganzen Nachbarschaft allgemein verehrt und geliebt.

Einst mußte sie wegen wichtiger Angelegenheiten sich in die Hauptstadt begeben, und brachte dort ein Paar Wochen sehr beschäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreise wollte sie gegen Abend noch einen Spaziergang um die Stadt machen. Es war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt strömten, festlich gekleidet, und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, da kam es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche in der Stadt, an der sie eben vorbeiging, noch einmal zu besuchen. Zu dieser Stunde, dachte sie, würde sie dieses Wunder alter Baukunst am bequemsten betrachten können, ohne Furcht in seiner Andacht zu stören, oder von Jemanden in ihren Betrachtungen gekört zu werden.

Mit frommer Ehrfurcht trat sie durch die Hauptpforte in den ehrwürdigen Tempel. Das hohe, erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des Chors, die Dämmerung und Stille an diesem gottgeweihten

Orte, das Majestätische des ganzen Baues erfüllte sie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten sich die Gefühle der Anbetung und leise Abhängen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete sogleich in dem nächsten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in sich versunken und still anbetend knien.

Hierauf ging sie in dem Hauptgange des Tempels langsam vorwärts, stand öfter betrachtend still, und sprach endlich bei sich selbst: „Welch ein Denkmal von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, ist dieser Bau! Wie mächtig und stark muß dieses Gefühl seyn, wie tief in dem menschlichen Herzen gegründet, daß es etwas so Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menschen mußten sich vereinigten, welche Anstrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geschichte sagt, erst nach einem Jahrhundert — dieser Tempel endlich da stand, und die Menschen hier ihren Schöpfer gemeinschaftlich anbeten konnten!“

Sie besch auf hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, besuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde, voll Kraft und Ausdruck, und las die Inschriften an den uralten Grabsteinen, die in ungewohnten Buchstaben von denkwürdigen Männern und tugendhaften Frauen Nachricht gaben, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgend erblickte sie einen Menschen, beständiges Schweigen herrschte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen.

Die Schauer der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da sie so, als die einzige Lebende, über dem Staube verstorbenen Menschen geschlechter, und unter Todesdenkmälern wandelte. Mancher fromme Spruch auf den Grabsteinen gieng ihr sehr zu Herzen; einer derselben aber machte einen besonders tiefen Eindruck auf sie. Es waren jene schönen Worte aus der heiligen Schrift: „Selig sind die Todten, die im Herrn starben. Denn der Geist spricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühseligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Als sie abermal in eine der Seitenkapellen trat, da erblickte sie ein kleines, ganz schwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altars kniete. Das Kind betete mit festgefolgerten Händen so andächtig, und blickte so unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbeigebe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das schöne, unschuldvolle Gesicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beschreibung gieng.

Die Frau von Linden empfand das innigste Mitleiden, das herzlichste Wohlwollen, ja selbst eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in seiner Andacht nicht stören. Erst als es von dem Gebete aufstand, näherte sie sich dem Kinde, und sprach mit sanfter Stimme: „Du bist wohl sehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt Dir, und warum weinst Du?“

„Ach“ sagte das Kind, und die Thränen flossen ihm aufs Neue über die Wangen, „vor einem Jahre, an eben diesem Tage, ist mein Vater gestorben, und heute vor acht Tagen haben sie meine Mutter begraben!“

„Um was hast Du den lieben Gott denn so herzlich gebeten,“ fragte die Frau weiter.

„Daß er sich meiner erbarme,“ antwortete das Kind. „Ich habe keine Zuflucht, als zu ihm. Zwar bin ich noch bei den Leuten, in deren Hause wir zur Mische wohnten. Allein bleiben kann ich da nicht, Morgen soll ich weiter; das hat mir der Hausherr erst heute wieder gesagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünschte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere sich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Der Herr Pfarrer an dieser Kirche, der meine seitige Mutter während ihrer Krankheit öfters besucht, und ihr unbeschreiblich viel Gutes gethan hat, sagte es ihnen auch sehr nachdrücklich, es sey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein sie können nicht einig werden, wer die Last übernehmen soll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen, denn sie haben selbst viele Kinder, und nichts dazu, als was sie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen.“

„Armes Kind!“ sprach die Frau von Linden, „da ist es wohl kein Wunder, daß Du traurig bist.“

„Freilich wohl,“ sagte das Kind, „ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getrost, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach seinem Willen zu leben, damit er Wohlgefallen an mir haben könne.“

Die Worte des schuldlosen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus seinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind so freundlich, wie eine zärtliche Mutter, an, und sagte: „Ich denke, Gott hat Dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe auf Deinem Vorsatze, und sey getrost. Dir soll geholfen werden. Komm mit mir!“

Die gute Kleine sah die Frau verwundert an, und blieb unentschlossen stehen. „Je, wohin denn?“ sagte sie, „ich darf nicht, ich muß nach Hause.“

Die Frau von Linden sprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie Du sagst, Deiner kranken Mutter so viel Gutes erwiesen hat, sehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie Dir zu helfen sey.“

Nachdem sie dieses gesagt hatte, bot sie dem Kinde liebevoll die Hand, und das Kind gieng nun voll Freuden mit ihr.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, von einem so ehrwürdigen Ansehen, fast wie ein Apostel, stand mit frohem Erstaunen von seinem Schreibtische auf, als er die Frau mit dem Kinde an der Hand hereintreten sah. Frau von Linden erzählte ihm, wie sie das Kind eben jetzt erst kennen lernte, und hieß das Kind ein wenig hinausgehen, weil sie mit dem Herrn Pfarrer noch besonders zu reden hätte.

„Lieber Herr Pfarrer!“ sprach sie nun, als das Kind hinaus war, „ich habe im Sinne, dieses Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder starben alle in ihrem zarten Alter. Mein Herz sagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, diesem Kinde zuwenden könnte. Doch wünschte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie sowohl die Eltern, als das Kind genauer kennen, mir dazu

rathen. Was sagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, schnell vorübergehendes Daseyn auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich diesem Kinde erweisen möchte, gut angewandt wäre?“

Der fromme Mann erhob seine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und seine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und sprach: „Gottes heilige Vorsicht sey ewig gepriesen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun, und ein frömmeres, sittsameres und verständigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtschaffensten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und christlich. Sie gaben diesem ihrem einzigen Kinde eine sehr gute Erziehung. Schade, daß sie dieselbe nicht vollenden konnten! — Dich werde es nie vergessen, mit welchem Kummer die sterbende Mutter auf dieses ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und schluchzend unten an ihrem Sterbebette stand — mit welchem vertrauensvollen Blicke sie aber auch zum Himmel aufsah, und die Worte sprach: „Du, Vater im Himmel, wirst auch hier Vater seyn. Du wirst dieser meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und sterbe getrost.““ Diese Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt, und es ist augenscheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswürdigste gnädige Frau, dazu auserkoren hat, die zweite Mutter dieses Kindes zu werden. Deswegen mußten Sie in die Hauptstadt kommen; deswegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreise noch seinen Tempel zu besuchen. Es ist offenbar sein Werk. Seine heilige Vorsichtung sey dankbar gepriesen!“

Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waise herein, und sprach: „Sieh, Sophie, diese fromme, gute, verehrungswürdige Frau will Deine Mutter seyn. Es ist dieses für Dich ein sehr großes Glück, das der liebe Gott Dir beschert. Willst Du nun mit ihr gehen, und ihr eine gute Tochter werden?“

Sophie sagte freudig: „Ja!“ und fieng an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der

gnädigen Frau bloß mit Blicken, und küßte ihr stillschweigend die Hand.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer fort, „wie Gott für Dich sorgt! Da Deine selige Mutter auf dem Sterbebette lag, hatte er diese Deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, schon hieher geführt, und er ließ sie nicht von hier abreisen, bevor sie Dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin seine liebevolle Vaterfürsorgfalt! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der sich Deiner so sichtbar annimmt; vertrau auf Ihn, und halte seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, diese Deine neue Mutter, die Dir Gott gegeben hat, ein so gutes und folgungames Kind, wie Du es gegen Deine verstorbene Mutter warst. Dann wird die gnädige Frau Freude an Dir erleben, und es wird Dir wohl gehen! Merke Dir noch dieses besonders: Es werden Dir in Deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübsale nicht ganz ausbleiben, allein bete dann mit einem eben so kindlichen Vertrauen zu Ihm, wie Du eben jetzt in unserer Pfarrkirche gebetet hast, so wird er allzeit Dein treuer Helfer seyn, wie er Dir eben jetzt geboten hat.“

Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringste Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waise annehmen wolle. Sie freuten sich vielmehr darüber, und waren mit Allem sehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten sie aber, als die Frau von Linden erklärte, sie wolle das Mädchen so annehmen, wie es siebe und gehe, und die kleine Hinterlassenschaft der Verstorbenen nebst Sophiens übrigen Kleidern ihnen und ihren Kindern überlassen. Sophie wünschte sich nur noch einige Andachtsbücher ihrer Mutter als ein frommes Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen sehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu sich in den Reisewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

Frau von Linden war auf ihrem Schlosse sehr spät in der Nacht mit Sophien angekommen. Sie aß noch einiges Wenige zu Nacht, ließ Sophien neben sich sitzen, und

setzte ihr von Allem reichlich vor. Hierauf führte sie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dies,“ sagte sie, „ist von nun an Dein Schlafzimmer. So — gute Nacht, schlaf wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöschen!“ Soppie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der so väterlich für sie gesorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen, und mit gefalteten Händen schlief sie ein.

Als sie Morgens erwachte, fand sie neue Ursache, sich zu freuen und Gott zu danken. In der Stadt hatte sie in einer finstern Straße eine sehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkammerlein hatte das ganze Jahr weder Sonne noch Mond hinein geschienen. Allein hier, in dem Schlosse, schien ihr sogleich die aufgebende Sonne in das Fenster, und weckte sie. Soppie stand sogleich auf, trat an das Fenster, und blickte nun so recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüsegarten unten am Schlosse prangte mit grünen Kräutern, und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf zog sich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen fast ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine schöne Aussicht über artige Dörfer, reiche Kornfelder und blumige Wiesen, die von waldigen Bergen begrenzt wurden. Soppie sank auf die Knie, und dankte Gott von Neuem, daß er sie an einen so freundlichen Ort, zu einer noch freundlicheren Frau geführt habe.

Frau von Linden bezeigte sich gegen Soppie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Soppie bieng mit der kindlichsten Liebe an ihr, und that alles, was sie ihr nur an den Augen ansehen konnte, mit Freuden. Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort sagte, war Soppie schon auf dem Wege, Dieses oder Jenes herbei zu bringen. Sie war so fromm, so willig, so aufrichtig, so bescheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden schickte Soppie, die bereits sehr gut lesen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, sehr fleißig zur Schule, die durch die Bobithätigkeit der edlen Frau sehr wohl bestellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Soppie mit andern Kin-

dern durch den Herrn Pfarrer, der die Schule fast täglich besuchte. Außer der Schulzeit mußte Soppie in der Küche und dem Garten, so viel es ihre Kräfte erlaubten, mitbelassen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit sie, von Kindheit auf, an ein arbeitsames Leben gewöhnt würde. Wenn es sonst nichts zu thun gab, durfte sie mit ihrer Strickeret oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Gespräche der frommen, gebildeten Frau waren für sie sehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau selbst sie noch im Nähen und Sticken.

Sie ließ Soppie auch sehr schön und anständig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn,“ sagte sie, „manche Bürgermädchen, die sich über ihren Stand kleiden, finden einmal schwer eine Versorgung. Dem Bürgermanne sind sie zu vornehm, und dem Vornehmen sind sie doch zu gering.“ Soppie wuchs unter dieser vortrefflichen Erziehung und Aufsicht heran, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unschuldigen, bescheidenen Jungfrau. Sie blühte, weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweicht hatte, schöner, als eine Rose. Manches gepuzte Fräulein, das durch Zorn, Langweh oder andere böse Leidenschaften ihre schöne Gestalt zerstört hatte, beneidete sie um ihr blühendes Aussehen.

Soppie lebte so mehrere Jahre höchst vergnügt und glücklich. Allein nun wurde Frau von Linden krank. Soppie zeigte die herzlichste Theilnahme, und bediente sie mit einer Liebe, als wäre sie ihre eigene Mutter. Soppiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erstreckte sich auf die kleinsten Dinge. Sie sprach immer so sanft, und ihre Fußtritte waren immer so leise, damit die Kranke ja nicht im Geringsten möchte beunruhiget werden. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit Niemanden lieber um sich, als sie. Oft saß Soppie ganze Nächte hindurch in dem Beuhessel des düstern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachlichte schwach erhellt war, und wenn sie auch etwas einschlummerte, so eilte sie auf das leiseste Geräusch der Kranken wieder herbei. Die Frau war sehr lange krank, und Soppie ward nicht müde, sie zu bedienen.

Die Frau von Linden wußte diese kindliche

Liebe zu schätzen, und segnete den Augenblick, da sie Sopbie zu sich genommen hatte. Einmal in einer rauhen, sehr kalten Winter- nacht, in der die Kranke sich schlimmer, als je befand, verlangte sie Thee. Sopbie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn zitternd von Frost vor das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und sagte: „Liebe Sopbie! Du thust sehr viel für mich! Eine Tochter könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es Dir. Und auch ich werde es Dir nicht ganz unbelohnt lassen. Ich habe Dich in meinem Testamente bedacht. Liebe läßt sich zwar nicht bezahlen; du wirst aber doch sehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe Dir eine Summe ausgesetzt, daß Deine Armut kein Hinderniß mehr seyn wird, Dich ordentlich zu verhalten. Nach meinem Tode wirst Du es erfahren.“

Sopbie weinte, und hat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden.

Alein die edle Frau sagte: „Weine nicht, gutes Kind! Der Tod ist nicht so fürchterlich, als er scheint. Er ist ein ernster Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängnisse, in dem wir schwachen, befreit, und uns das Thor in eine schönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald Denjenigen zu sehen, an Den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu sehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sopbie, habe Ihn, der aus Liebe zu uns am Kreuze starb, stets von Herzen lieb, thue nie etwas Böses, und immer nur Gutes, so wird Dir einst der Tod auch leicht und süß seyn! — Es ist nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es besser zu bekommen.“

Frau von Linden schwieg eine Weile. Sie hatte ein kleines Bildniß des Gekreuzigten, das nur von Holz, aber sehr kunstreich gearbeitet war, in der Hand. Sie küßte es mit Thränen frommer Hülfrung, und sagte: „Noch sehe ich Ihn, meinen Erlöser, nur in diesem Bildnisse! Aber bald, o der Freude! — bald von Angesicht zu Angesicht! Bis dahin erinnert mich indeß dieses Bildniß — so unendlich weit es auch unter dem Urbilde ist! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich am Kreuze blutete, erblassete, sein Haupt neigte und starb! Er war schon hier auf Erden mein bester Freund; das habe ich oft an

meinem Herzen erfahren. Die süßesten Stunden meines Lebens sind, die ich in Betrachtung seines Beispiels, seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es ist für uns Menschen kein anderes Heil, als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung seines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, so läßt Er es uns nie an sicherem Troste fehlen! Und so finde ich in seinen Worten auch jetzt den letzten Trost. Er sagte es ja seinen Jüngern so treulich: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — wenn es anders wäre, hätte ich es Euch gesagt. Ich gebe hin, Euch dort eine Stätte zu bereiten. So sprach Er und ich denke, meine Stätte ist bereitet — mein Herr kommt und ruft mich — und ich folge Ihm mit Freude.“

Sie wollte noch Einiges sagen. Allein ihre Stimme brach. „In Deine Hände,“ sagte sie jetzt noch ganz schwach und leise, „empfehl ich meinen Geist!“ und dieses waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward sehr schwach, und schloß die Augen. Sopbie weckte die Leute des Hauses. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Nach einer Stunde verschied die fromme gottselige Frau, und Sopbie weinte so heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter gestorben war.

Da Frau von Linden von der ganzen Gegend aufrichtig verehrt wurde, und da besonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, so fand sich bei dem Leichenbegängnisse eine Menge Menschen ein, und unzählige Thränen wurden dabei vergossen. Auch viele vornehme Anverwandte waren dabei zugegen. Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Testament eröffnet. Sopbien waren zweitausend Thaler ausgemacht. Die Zinsen hatte sie von dem Tage an, da das Testament eröffnet ward, zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute bestimmt. Ueberdies ward ihr gestattet, aus den Kostbarkeiten der Verstorbenen eines der schönsten Stücke, was für eines sie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, sich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frau Basen hatten über die zwei tausend Thaler große Augen und sehr verdrießliche Gesichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren

über den Verlust des schönsten Stückes aus dem Schmucke der seligen Tante höchst unzufrieden. Sie saßen indeß mit verstellter Freundlichkeit zu Soppien: „Sieh, dieses Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nim! Schau es nur einmal recht an! Die Blumen sind von so seltener Art, daß noch kein Mensch dergleichen sah, und jeder Blumenstrauß ist beinahe so groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt ist! Es war das Brautkleid der seligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Brautkleid für dich.“

Einer der Verwandten, ein Herr von Hagen, ein sehr rechtschaffener, etwas ällicher Offizier, sagte aber: „Das Kleid taugt ganz und gar nichts für Sophie. Schwätzt ihr kein solch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt Ihr nichts daren zu reden. Laßt sie selbst wählen!“ Allein die Fräulein schalteten ihn unartig, und gaben sich alle Mühe, Soppien bald dieses, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreisungen aufzudringen.

Sophie wurde von dem vielen Zureden fast betäubt, und schien unentschlossen, was sie wählen sollte. Endlich sprach der brave Beamte, der das Testament eröffnet hatte: „Sophie ist eine arme Waise. Ich muß mich ihrer annehmen. Es sind Stücke da von großem Werthe. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverlässig weiß, und wie auch das Testament deutlich genug sagt, die Absicht, Soppien etwas von Werth zu hinterlassen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfeffennig seyn könnte. Ich gebe daher Soppien Bedenkzeit, was sie wählen will. Sie mag dann morgen kommen, und sich erklären, was sie wünscht.“

Nun schien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schlosse hatte Soppien gerathen, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen oder die Perlen-Schnur, die ausnehmend schön und echt waren. Der alte Schlossgärtner sagte, das kleine schöne Portrait der seligen Frau, das in Gold und Diamanten gefaßt sey, schicke sich am besten zu einem Andenken für Sophie.

Als man am andern Morgen zusammen kam, standen die meisten Erben wie zum Streite gerüstet da, und besonders einige Fräulein schossen drohende Blicke auf Sophie.

Allein Sophie sagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es ist mir nicht im geringsten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinste unbedeutendste Stück würde, da es von einer so guten Frau ist, für mich schon den größten Werth haben. Auch hat mich die selige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe diese nicht verdient. Da ich indeß frey wählen darf, so bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau starb — das sie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesschweiße benetzte. Dieß ist mir das theuerste Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die sie mit erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich diese guten Lehren befolge, so werde ich — im Glauben, daß es etwas Besseres als Erdengüter gebe — Gold und Edelsteine leicht entbehren können. Der Segen der seligen Frau wird dann auf mir ruhen.“

Soppiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifalle angenommen, und sie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobsprüche, obwohl sie im Herzen darüber lachten. Die Köchin aber sagte im Herausgeben: „Du bist ein dummes Ding, daß Du nichts Kostbarers gewählt hast. Hast Du denn nicht gesehen, wie ich Dir immer winkte? Das uralte hölzerne Kreuz da hättest Du so zu Dir nehmen können. Kein Mensch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du bist nicht klug.“ Allein der alte Gärtner sprach: „Gott segne Dich, liebes Kind; Du bist eine gute, fromme, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze da wird mehr Segen seyn, als bei Gold und Silber, und es wird Dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in Deiner letzten Stunde mehr Trost gewähren, als Perlen und Edelsteine. Denke an mich!“ Sophie verwahrte das kleine hölzerne Kreuz in ihrem Kasten, und es war ihr unter allem, was sich in dem Kasten befand, das schätzbarste Stück. Das Bewußtseyn, aus Liebe zum Frieden sich mit Wenigem begüßt zu haben, gewährte ihr das reinste Vergnügen, und die seligste Beruhigung. Die eigennütigen Fräulein aber gerietzen über die Theilung der Kostbarkeiten in große Streitigkeiten, und hatten von der

welchen Erbschaft in der That mehr Verdruss, als Vergnügen.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden starb, hatte der Sohn des Gärtners, ein sehr rechtschaffener, wohlgestreuter, blühender Jüngling, gewünscht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da seine Mutter nicht mehr lebte, mit seinem Vater darüber gesprochen, und der Vater, der diese Wahl vollkommen billigte, hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht.

Die gnädige Frau, der Sophiens Gesinnungen schon bekannt waren, hatte sich so erklärt: „Euer Wunsch, mein lieber Gärtner, und der Wunsch Eures Sohnes, ist auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn sehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat sich auch immer so wohlankständig und einseitig betragen, wie es einem ehrbaren Junglinge ziemt. Ich habe also nicht nur nichts entgegen, sondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt ist's noch zu frühe, daß Ihr, lieber Vater, Euren Dienst abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunst, die man jetzt sehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut zu Tage von einem herrschaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach ein Paar Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflanztochter noch die nämlichen Gesinnungen, nun, so werde auch ich, wenn ich anders noch lebe! mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden.“

Mit dieser Antwort waren sowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie sehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsstücke für die Reise machen lassen, ihn mit Reisegeid versehen, und ihm ein Empfehlungsschreiben an den fürstlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereist.

Jetzt nach dem Tode der seligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner sie zu sich, und sie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück, und er und Sophie bedauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeste nicht mehr zugegen seyn könnte. Allein Bräutigam und Braut besuchten, so

wie sie an ihrem Hochzeitfeste aus der Kirche traten, auf dem kleinen Gottesacker das Grab ihrer seligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte, und beide brachten ihr für so viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichsten Dank dar.

Wilhelm und Sophie lebten sehr glücklich, und trugen ihren alten Vater gleichsam auf den Händen. Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal so ist, nicht frei von Leiden. Ehe drei Jahre verfloßen waren, starb der redliche Greis. Das war für die liebevollen Kinder ein großer Jammer, und sie weinten bei dem Leichenbegängnisse die aufrichtigsten Thränen. Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach einen Arm, und ward sonst noch sehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon; allein er konnte den Arm nicht mehr zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienst nicht mehr versehen. Man bedauerte ihm, er müsse in Zeit von einem Vierteljahre die herrschaftliche Wohnung räumen; und da die neue Herrschaft sehr larg war, so wurde ihm ein äußerst kleines Gnadengehalt an Geld nebst etwas Getreide und Holz angeworfen.

Wilhelm war sehr traurig und niedergeschlagen, Dienst und Wohnung zu verlieren. „Wovon sollen wir nun leben, sagte er bekümmert, womit unsere Kinder erhalten, mit denen uns Gott gesegnet hat?“

Allein Sophie sagte getroßt: „Laß uns auf Gott vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Dabei müssen aber auch wir das Unserige thun. Es ist nicht leicht eine Lage des Lebens so schlimm, in der ein Mensch, der auf Gott vertritt, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden sollte.“

Sie überlegten nun miteinander, was zu thun sey. Sie wurden bald einig, sich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von solchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigsten sind. „Den Laden,“ sagte Wilhelm, „hoffe ich ungeachtet meines etwas gelähmten Armes mit leichter Mühe versehen zu können.“ „Wohl,“ sagte Sophie, „und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die selige Frau von Linden sehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Ge-

schäften auch noch wohl etwas zu verdienen.^a

In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beschloßen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herstellen zu lassen. Allein zu dem Ankauf und der Ausbesserung des Hauses, so wie zur Einrichtung des Ladens, hatten sie eine ansehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdies beliefen sich die Kosten von Wilhelms Kur sehr hoch, und diese Kosten mußten noch vor allem andern bezahlt werden. Sophiens zweitausend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm wollte es aufkündigen. Allein der Kaufmann sagte, daß er in einem Jahr, wie es in der Obligation ausbedingt worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller.

Wilhelm und Sophie waren nun wohl in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot sich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr vorzustrücken. Sie nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft und ausgebessert, und bekam ein sehr beiteres, freundliches Aussehen. Wilhelm und Sophie zogen mit ihren Kindern freudig ein. Sie versahen den Kramladen mit guten und schönen Waaren, und da beide gegen Jedermann freundlich waren, die vorzüglich guten Waaren zu billigen Preisen verkauften, in Maas und Gewicht immer lieber etwas mehr als weniger gaben, und den Leuten, besonders den Kindern, fast immer noch etwas in Kauf schenkten, so bekamen sie großen Zulauf. Sie überzeugten sich, daß Redlichkeit am längsten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn sicherer nähre, als ein grosser, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber nicht wieder kommt.

Sie fühlten sich nach den manchen Leiden und Beschwerden, die ihnen Wilhelms unglücklicher Sturz vom Baume, der Verlust des Dienstes, das Bauen, das Aus- und Einziehen, verursacht hatten, wieder sehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß er sie mit ihren zwei Kindern wieder in so gute Umstände versetzt habe.

Auf Erden gibt es kein ungestörtes Glück; es ist da ein beständiger Wechsel von Leid

Hinf. Bote 1828.

und Freud. Dies erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder aufs Neue. Ebe ein Jahr verging, machte der Kaufmann, bei dem Sophiens Geld angelegt war, banquerott. Der Bauer, von dem sie die tausend Thaler entlehnt hatten, war wohl sehr dienstfertig — allein seine Dienstfertigkeit rührte nicht von Menschenliebe, sondern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt sey verloren, kam er in ihr Haus. Er schimpfte und suchte, obwohl sie an dem Verluste ihres Vermögens unschuldig, und ohnein darüber ängert bestürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn sie ihn nicht auf den bestimmten Tag bezahlen würden, so werde er ihnen ohne weiters Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja sogar die Betten verkaufen lassen. Dabei schlug er auf den Tisch und schäumte vor Wuth.

Nun waren für Wilhelm und Sophie sehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage. Sie vertrauten indes auf Gott, wiewohl sie nicht sahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll zum Zerspringen. Allein sie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott.

Am Abende vor dem Tage, an dem sie bezahlen sollte, ging sie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungesehen von Mann und Kindern zu wohnen. Sie faßte in der Angst ihres Herzens das kleine hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld und dem frommen Vertrauen ihrer seligen Frau, fest zwischen ihre gefalteten Hände. Sie sank auf die Knie, sie fing an zu beten:

„O mein göttlicher Erlöser,“ sprach sie, „wie bin ich in so großen Nöthen! Ach, es ist mir gar nicht um mich. Es ist mir nur um meinen Mann und um meine Kinder! Ach wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerspringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für sie stehe ich! Wie Du in Deiner Todesangst zu Deinem himmlischen Vater flehest, so stehe ich jetzt auch: Vater, wenn's möglich

G

ist, so nimm diesen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine.“

Sie schwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde naß von Thränen. „Ach,“ sagte sie, „mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! O Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, ist ja noch unendlich liebevoller! O höre mich — erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergessen könnte, so willst Du unser nicht vergessen. Das hast Du ja selbst gesagt! O beweise nun Deine Vaterbarmerzigkeit!“

Sie blickte wieder schmerzlich weinend auf das Kreuz, das sie zwischen ihren fest gefalteten Händen hielt, und sprach: „O Du mein göttlicher Erlöser! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblicktest — so blicke jetzt vom Himmel auf eine arme, sündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du bist allen nahe, die eines zerschlagenen Herzens sind — o gieße Trost in mein Herz, und blis mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine vater- und mutterlose Waise nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlassenheit dort in Deinem Tempel zu Dir stehete, hast Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!“ —

Nachdem sie lange auf diese und ähnliche Art gebetet hatte — sieh, da ward es ihr auf einmal so unbeschreiblich leicht und wohl um das Herz, wie damals, als sie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwürdigen Stadtpfarrers, die er ihr damals beim Abschiede gesagt hatte: Gott werde allezeit ihr treuer Helfer seyn, wie er ihr in jener Noth geholfen habe. Getrost und gestärkt im Vertrauen auf Gott stand sie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers, sondern mit süßen Thränen innerer Tröstung in den Augen.

Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte sie, daß an der Rückseite ein Hölzchen los geworden war, und auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beschädigt, und wieder geleiimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim auf-

geweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenster, durch das die Abendsonne herein schien, und wollte nachsehen, wie der Schaden wieder zu verbessern sey. Aber sieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendend heller Lichtstrahl hervor! Sophie erschraf. Sie untersuchte das Kreuz genauer, und fand daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen sey. Sie entdeckte, daß an der Rückseite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber so kunstreich und genau eingefügt waren, daß man sie bloß für eingeleimte Arbeit hielt. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Schieber heranzuziehen, und sie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüllt war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefaßt waren.

Sie nahm das Diamantkreuz heraus; sie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abendsonne mit einer Klarheit, einem abwechselnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten gesehen; sie fand die Steine echt. Sie fiel aufs Neue in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber, guter Gott!“ rief sie, „da hast Du ja mein Gebet abermal auf der Stelle erhört. O nimm diese meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf!“

Sie eilte hinab und verkündete den wunderbaren Fund ihrem Manne, der in der untern Stube traurig auf der Bank saß, und eines der Kinder auf dem Schooße, und das andere neben sich sitzen hatte.

Er sprang höchst erstaunt auf, warf einen Blick auf das Kreuz, schlug die Hände zusammen, und rief laut aus: „O Gott! welche wunderbare Rettung! Das Kreuz ist von großem Werthe! Wir können unsere Schuld bezahlen, und brauchen mit unsern Kindern nicht zu betteln!“ Er stieg, gleich Sophie, an, vor Freude zu weinen. Beide Eltern standen mit gefalteten Händen da, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen und weinten. Und diese Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größeren Werth, als die kostbarsten Diamanten vor den Augen der Welt.

Sophie reiste mit Anbruch des folgenden

Tages in die Stadt, um vor Allem mit dem edlen Stadtpfarrer zu sprechen, zu dem sie schon als Kind das ehrerbietigste Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geschätzter Greis mit schneeweissen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, erzählte ihm die Geschichte, und wiederholte am Ende der Erzählung die Worte, die er ihr einst, als einem Kinde, beim Abschiede gesagt hatte.

„Habt Ihr diese Worte nicht vergessen?“ sagte der gerühmte Greis freundlich. „Das ist schön. Ihr seht nun, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ja, Gott ist ein treuer Helfer in der Noth! Niemand steht umsonst zu ihm. Wer ihm vertraut, den verläßt er nicht. Von Eurer Kindheit bis zu dieser Stunde hat er als ein treuer Vater für Euch gesorgt, und Euch geholfen. Bleibt auch fernerhin unerschütterlich fest im Glauben an ihn und seinen geliebten Sohn, vollbringt seinen heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf ihn, erzeuget Eure Kinder in eben diesem beseligenden Glauben, und er wird auch ferner mit Euch und Euren Kindern sehn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis er einst jede Noth enden, und Euch in seine Freude dort oben heimnehmen wird.“

„Kann ich aber?“ sprach Sophie, „das Kreuz als mein Eigenthum betrachten, und begeben ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte. Ach, es ist von größerm Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Kostbarkeiten hinterlassen hat!“

Der edle Pfarrer sprach: „Das Kreuz ist Euer! Die selige Frau von Linden wußte sehr wahrscheinlich selbst nicht, was für Kostbarkeiten in diesem alten Familien-Erbsstücke verborgen seyen. Indes war es zuverlässig ihre letzte Willensmeinung, Euch das kostbarste Stück aus ihrem Schmucke zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem habt Ihr das Geringsste gemäht. Allein Gott hat Eure Wahl gesegnet, und unter seiner Leitung ist Euch doch noch das beste Stück aus den Kostbarkeiten der seligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten sind sehr

groß; das Kreuz kann zwei bis dreitausend Thaler werth seyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, steuert mit einem Theile des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinde an Eure Wohltäterin, die fromme Frau von Linden, und noch mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwiesen hat.“

Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, schob die Schieber wieder zu, und sprach: „Wer sähe es diesem armen Holze an, was für reiche Kostbarkeiten es in sich enthalte? Wie mit diesem Kreuze hier, so ist es mit jedem Leiden, das wir Christen sehr schön und sinnvoll ein Kreuz nennen. Von Außen gleicht es dem schlechtesten Holze, innen aber enthält es einen großen Schatz, der mehr werth ist, als Gold und Edelsteine. Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, sondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimsucht. Denn es wird die Stunde kommen, wo der schlechte Ueberzug abgeht, und der reinste Gewinn, schätzbarer als Gold und Edelsteine, erscheinen wird. Und geschieht dies nicht immer hier — so werdet Ihr doch dort finden, daß jedes Leiden eine geheime, unaussprechlich große Wohlthat Gottes war, die uns reich macht für die Ewigkeit, wenn die Welt längst vom Feuer verzehret, und alle ihre Herrlichkeit, nebst allem Golde und allen Edelsteinen, Staub und Asche seyn wird.“

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelier, der ein guter Freund von ihm, und ein sehr rechtlicher Mann war. Da der alte geistliche Herr nicht gut zu Fuße war, so schickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarrhaus zu kommen. Der Juwelier, dessen Handel mit Edelsteinen sehr stark war, kam sogleich, besah das Diamantkreuz, und erklärte, er wolle dreitausend Thaler dafür bezahlen — Eintausend Thaler sogleich, die übrigen aber in Fristen — und Sophie war darüber hoch erfreut.

Sie machte übrigens aus der Geschichte ganz und gar kein Geheimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Linden, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie liefen augenblicklich zusammen, hielten Rath, und beschloßen einmüthig, Sophie vor Gericht zu verklagen, um den gesunden Schatz an sich zu bringen. „Denn,“ sagten sie, „es wäre ja Unsinn, einer Bettlerin, wie diese Sophie ist, ein Diamantkreuz von dreitausend Thaler im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man sich gar nichts denken!“

Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was vorgehe, und sprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit seinem Krückenstocke öfter auf den Boden stieß: „Bleibt mit Eurer Klage zu Hause — und seyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache spricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch je nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, so höret, was ich Euch jetzt sagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch allen bekannt gewesen wäre, was für einen kostbaren Schatz das verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf bestanden wäre, das kostbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, so hätten ihr geldhungrigen Leute in Kraft des Testaments es müssen gelten lassen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geschieht es Euch recht, daß Ihr um diesen herrlichen Fund gekommen seyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die selige von Linden, und Eure Hartberzigkeit gegen eine arme Waise ist Schuld daran. Ihr habt immer über Sophiens hölzerne Wahl, wie Ihr spottweise zu sagen beliebt, gelacht; nun seyd Ihr dafür bestraft, und die Reibe, verlacht zu werden, ist an Euch. Behaltet also Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr zum Gespötte und Gelächter der Menschen zu machen.“ So ärgerlich sie waren, so mußten sie in ihrem Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterließ.

Sophie aber begab sich, ehe sie mit ihrem Gelde nach Hause reisete, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr

Kindliches Gebet vor zwanzig Jahren, so wunderbar, wie späterhin in ihrem Dachkammerlein, erhört wurde, und sie dankte noch einmal innig dem guten, treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

Mein Garten.

Kommet all' in meinen Garten,
Viele Blumen blühen da;
Jeder der sie sieht wird sagen:
Daß er niemals schön're sah.
Auch wird gleich ein niedlich Sträuschen
Jedem Fremden abgeplückt,
Welches sich zu seiner Neigung
Und zu seiner Laune schickt.

Veilchen geb' ich dem Bescheid'nen,
Myrthen geb' ich einer Braut,
Wintergrün den alten Frauen,
Jungen Mädchen Koffelkraut,
Faden jungen Herrn Narzissen,
Fürsten eine Kaiserkrone,
Ihren Schranzen Sonnenwenden,
Den Pflanzmägen reich ich Moos.

Sinnpflanz hab' ich für Poeten,
Lorbeer'n auch für sie gebaut;
Nebenan blüht für die Geiz'gen
Vielsach Tausendguldenkraut.
Ehemännern reich ich Mannstreu,
Und den Schwärmern Frauenhaar,
Eifersücht'gen Sauerampfer,
Schwägern Glockenblumen dar.

Stolzen biet ich Habentänime,
Armen biet ich Münzen dar,
Stachelbeer dem Journalisten,
Dem Soldaten Löwenzahn,
Ringelblumen den Schwärzern,
Lulpen einem dummen Wicht,
Zmorellen meinen Freunden,
Liebchen ein Vergiftmeinnicht.

Ueber große Höflichkeit.

Einer, der ein kurzes Gesicht hatte, ging an einem schönen Hause vorbei und machte ein tiefes respektvolles Kompliment. Wem hatte er's aber gemacht? Einem vor dem offenen Fenster stehenden Blumenstock.